

»Es geht um die Federkrone Motecuhzomas, des letzten Herrschers der Azteken. Die Federkrone ist gestohlen. Von Cortez. Von den Spaniern. Wir haben sie als Gäste aufgenommen. Sie aber haben unsere Stadt niedergebrannt, unsere Männer getötet, unsere Frauen vergewaltigt. Sie haben die Federkrone Motecuhzomas gestohlen und nach Europa gebracht. Doch sie gehört nach Mexiko. Sie gehört uns. Wir fordern: gebt uns die Federkrone Motecuhzomas zurück.« So wird in einer Ausgabe der »Zeit« aus dem Jahre 1992 ein Teil der Rede zitiert, die ein aztekischer Mexikaner namens Xokonoschtletl im Februar jenes Jahres vor dem Museum für Völkerkunde in Wien in deutscher Sprache gehalten hat.<sup>1</sup> Nach dem Hinweis darauf, daß Motecuhzoma die wissenschaftlich korrektere und heute gebräuchlichere Schreibweise des im Deutschen eher bekannten Namens Montezuma II. ist, kann ein Teil des Hintergrundes dieser Rede als bekannt vorausgesetzt werden, während der andere Teil schnell erzählt ist und unmittelbar in mein Thema hineinführt.

Das »Kolumbus-Jahr« 1992 war zweifellos gut gewählt, um erneut dafür zu demonstrieren, daß die eingangs erwähnte Federkrone an Mexiko zurückgegeben werden möge. Der Redner Xokonoschtletl führte dafür eine Gruppe von rund 100 Vertretern verschiedener mexikanischer »Indianer«-Völker an, also Vertretern der Nachkommen von vorspanischen Einwohnern dieses Landes. – Die Federkrone wird in einem Katalog des Völkerkunde-Museums in Wien, in dem sie verwahrt und ausgestellt wird, in der folgenden Weise gekennzeichnet<sup>2</sup>:

»Das gewiß bekannteste Stück in den Sammlungen des Museums für Völkerkunde ist der große mexikanische FEDERKOPFSCHMUCK aus über 400 langen Schwanzfedern des Quetzal, mehreren anderen Federarten sowie reichem Behang mit Goldfitter. Ein ursprünglich über der Stirn befestigter Vogelkopf, der den ganzen Kopfschmuck erst als vogelgestaltig erkennen ließ, geriet im 18. Jahrhundert in Verlust. Nach seiner Wiederauffindung 1878 betrachtete man das Stück wegen seiner unikaten Natur als Mantel, Rückendeckel oder Kopfschmuck des Montezuma II., eine Legende, die mittlerweile eindeutig widerlegt ist, nichtsdestoweniger aber als unausrottbar gelten kann. Eine Verbringung des Federkopfschmucks nach Europa in den ersten Jahren nach der Eroberung Mexikos ist wahrscheinlich; möglicherweise ist er einer von drei Stücken, die 1524 in den Besitz des späteren Kaisers Ferdinand I. kamen. [Also drei Jahre nach der endgültigen Einnahme der Hauptstadt des Azteken-Reiches durch Cortez im Jahre 1521; Anmerkung V. H.] Als einziger Federkopfschmuck unter vielen Tausenden, der sich erhalten hat, verdient er unzweifelhaft das ihm erwiesene Interesse.«

Die Zurückweisung irgendeiner Beziehung zwischen der Federkrone und dem Azteken-Herrscher Motecuhzoma trotz der sehr engen zeitlichen Nähe ihrer Verbringung nach Europa zu der kolonialen Eroberung Mexikos durch Hernando Cortez, von dem bekannt ist, daß er beträchtliche Teile seiner mexikanischen Kriegsbeute an verschiedene europäische Herrscher sendete, sowie die Vermeidung des Namens von Cortez in diesem Zusammenhang mag in dem 1980 veröffentlichten Katalog des Wiener Museums zufällig geschehen sein. Gleichwohl spielt beides eine wesentliche Rolle in der Stellungnahme der »Museumsoffiziellen«, wie sie in dem zi-

tierten Artikel in der »Zeit« genannt werden, die sie als Replik auf die Rede und die Aktion von Xokonoschtletl abgegeben haben<sup>3</sup>:

»Herr Xokonoschtletl hat beim Publikum Erfolg, weil er auf dieser Prärieindianer-Welle schwimmt, nur: Er ist durch nichts und niemand legitimiert. Oder sind einhundert tanzende Indianer als Legitimation anzusehen? Und er kann nicht stellvertretend für die Azteken sprechen. Die Azteken waren eine altamerikanische Dynastie, die es als Stamm gar nicht gibt. Zudem ist die Federkrone auch Teil der europäischen Kultur des Sammels: sie ist länger in Österreich als sie je in Mexiko war, sie ist ebenso ein Artefakt europäischer Tradition.«

Diese Aussage wurde in dem zitierten Artikel als wörtliche Rede gekennzeichnet. Soweit ich sehen kann, ist bisher keine Widerrede gegen die Richtigkeit des Zitats geführt worden. Der Wortlaut kann daher als authentisches Zeugnis für die Mentalität angesehen werden, die hinter der Haltung des Auf-keinen-Fall-Zurückgebens von ethnographischen Kunstwerken steht. Eine kritische Kommentierung dieser Stellungnahme erscheint mir als Einleitung für meinen Artikel sinnvoll, weil selten so unverblümt die Position der nachkolonialen Rückführungs-Verweigerer kenntlich gemacht worden ist.

Ich werde diesen Kommentar in drei Teile zerlegen. Der erste bezieht sich auf seinen Beginn bis zu der rhetorischen Frage: »... sind einhundert tanzende Indianer als Legitimation anzusehen?« – Für ein besseres Verständnis des hierauf bezogenen Kommentars muß kurz nachgetragen werden, daß das Ereignis vom Februar 1992 ein gutes Jahr später ein Nachspiel hatte. Den 1993 in Wien stattfindenden Menschenrechtsgipfel der UNO als Forum nutzend war Xokonoschtletl mit einer kleineren Gruppe von etwa 30 mexikanischen »Indianern«, unter denen sich auch Frauen und Kinder befanden, erneut zur Demonstration vor das Wiener Museum für Völkerkunde gekommen.

Dieses Mal wurde die letzte Phase seiner Demonstration, die aus einem Lager der 30 Personen auf einer Wiese vor dem Museum bestand, mit einer offenbar sehr rüden Räumung durch die Wiener Polizei beendet. Xokonoschtletl und andere mexikanische Demonstranten wurden anschließend ins Gefängnis gebracht. Das Protokoll des Gefängnisarztes hält über den Zustand von Xokonoschtletl fest<sup>4</sup>: »Es besteht eine Prellung des rechten Abdomens sowie eine Prellung des Hodens. Der Patient zittert am ganzen Körper und hat starke Schmerzen vor allem im Hodenbereich und in der rechten Leiste. ... Zum sicheren Ausschluß von inneren Verletzungen wird der Patient in die Unfallambulanz überwiesen.«

Will man auf der gleichen polemischen Ebene, auf der die Wiener »Museums-offiziellen« das Problem der Legitimation des Mexikaners Xokonoschtletl behandeln, Stellung nehmen, so müßte man etwa die folgende Frage formulieren: Ist das über den Einsatz von 300 rabiaten Polizisten Verfügenden-Können, von denen zumindest einer den Hauptdemonstranten in den Genitalbereich geschlagen und/oder getreten haben muß, eine größere Legitimation, die aztekische Federkrone auf Dauer weiter in Wien zu bewahren, als das Auftreten von 100 Nachkommen der vorspanischen Einwohner Mexikos? Für diese 100 »Indianer«<sup>5</sup> gilt dabei zusätzlich, daß es für sie in der Regel ein weit größeres materielles Opfer bedeutet, nach Europa zu reisen und hier einen Aufenthalt über mehrere Wochen oder gar Monate zu finanzieren, als es umgekehrt für viele Wiener bedeutet, nach Mexiko zu fahren.

Nun zum zweiten Teil der in der oben zitierten Stellungnahme geäußerten Le-

gitimationszweifel: »... er [Xokonoschtletl] kann nicht stellvertretend für die Azteken sprechen. Die Azteken waren eine altamerikanische Dynastie, die es als Stamm gar nicht gibt.« – Auf dieser Argumentationsebene wäre den Wiener »Museumsoffiziellen« mit der gleichen polemischen Grundhaltung folgendes zu entgegnen. Trotz des Umstandes, daß die Parthenon-Skulpturen – Teil der berühmten »Elgin-Marbles« – als die wohl bekanntesten Zankäpfel in der Debatte über die Rückgabe von Kulturgut in dessen Ursprungsländer noch immer als ausschließlich im »British-Museum« zu verwahrendes Gut gelten, wäre wohl kaum jemand auf den Gedanken gekommen, der Schauspielerin und späteren Kulturministerin des heutigen Griechenlands Melina Merkouri die Legitimation dafür abzusprechen, sich für die Rückführung dieser Kunstwerke einzusetzen.

In bezug auf das Stichwort »Dynastie« möchte man die Wiener »Museumsoffiziellen« ferner bitten, ein schärferes Auge auf die Autoren von Artikeln in der »Encyclopaedia Britannica« zu haben – z.B. auf Gordon R. Willey, auf Mexiko spezialisierter Altamerikanist und Professor emeritus der Harvard University – die in dem entsprechenden Lexikon-Artikel »Aztec« ganz ungeniert von »people« und »tribe« (= Stamm), manchmal auch von »state« sprechen und in der »Micropaedia« dieses Lexikons nicht ein einziges Mal von »dynasty« sprechen, in der »Macropaedia« nur in einem ganz spezifischen Zusammenhang diesen Begriff benutzen, im übrigen die Azteken im allgemeinen aber weiterhin je nach Situation als »people«, »ethnic group« oder »tribe« bezeichnen!

Wohlgemerkt, ich habe mir diesen Ausflug in einen polemischen Kommentar zu der Stellungnahme der Wiener »Museumsoffiziellen« nur gestattet, um die Mentalität kenntlich zu machen, die hinter der Haltung des »Wir-geben-nichts-zurück« steht. Eine Mentalität, die sich auch darin spiegelt, daß der damalige Direktor des Wiener Museums für Völkerkunde, Hofrat Professor Dr. Hans Mandndorf, als er von Reportern auf das hier berichtete Ereignis angesprochen wurde, antwortete, man möge ihn mit den »Springböcken« und »Heuschrecken« vor seiner Tür in Ruhe lassen.<sup>6</sup>

Im Gegensatz zu der Auffassung, die die Stellungnahme des Wiener Museums suggeriert, ist dem zitierten »Zeit«-Artikel nichts zu entnehmen, was darauf hindeuten würde, daß der Mexikaner Xokonoschtletl als Privatmann die Federkrone für sich zurück haben wollte. Er hat offenbar lediglich für ihre Rückführung nach Mexiko demonstriert. Was oder wer hat also die Wiener »Museumsoffiziellen« daran gehindert, in der Öffentlichkeit festzustellen, daß sie die Demonstration des Mexikaners Xokonoschtletl als die eines Privatmannes, der sich persönlich betroffen fühlt und engagiert, verständlich finden, daß aber sie als Vertreter einer Institution, in der die Federkrone verwahrt wird, nur auf die Anfrage einer vergleichbaren Institution aus Mexiko durch angemessene, d.h. alle Gesichtspunkte berücksichtigende Verhandlungen reagieren könnten, und auch dies nur in Rücksprache mit betroffenen Mitgliedern der Regierung des Staates Österreich als dem derzeitigen Eigentümer und Sachwalter des in Frage stehenden Objekts?

Im folgenden sollen aus der Fülle der belegten Beispiele der problematischen Aneignung außereuropäischer Kunst durch Europäer drei Vorgänge dargestellt werden, mit denen sich die historischen Hintergründe insbesondere von älteren Sammlungen und Einzelobjekten in den Völkerkunde-Museen der Industrieländer illustrieren lassen. Der Schlußteil meines Beitrags ist dann kurzen Referaten der ju-

ristischen Bewertung dieser Problematik einerseits sowie einer ethischen Betrachtung andererseits gewidmet.

Bei dem ersten hier darzustellenden Beispiel handelt es sich um die Sammlung des französischen Forschungsreisenden Lamare-Picquot (um 1780 bis vor 1866) aus Indien sowie aus Afrika und Madagaskar. Diese befindet sich – um eine Serie von Objekten aus Ozeanien ergänzt – heute im Museum für Völkerkunde in München, nachdem sie im Jahre 1841 durch den Bayerischen Staat für die Summe von 27000, – Gulden dem Sammler abgekauft wurde. Das Geld dafür hatte König Ludwig I. gegeben. Dieser archivalisch präzise belegte Ankauf macht die Objekte jener Sammlung heute eindeutig zum »rechtmäßig erworbenen Eigentum« des Münchner Museums bzw. des Bayrischen Staates. Und auch der Sammler Lamare-Picquot selbst hat ganz offensichtlich jedes der Stücke in seiner Sammlung »rechtmäßig erworben«. Interessant sind dabei allerdings die Umstände, unter denen dieser Erwerb stattgefunden hat und von denen bei wissenschaftlichen Bearbeitungen und Publikationen der Sammlung selten die Rede ist.

Hierzu möchte ich aus einer für den Sammler Lamare-Picquot zeitgenössischen Quelle aus dem Jahre 1832 zitieren.<sup>7</sup> Sie wurde als Bericht einer dreiköpfigen Kommission verfaßt. Eines der Kommissionsmitglieder war der Geograph E. F. Jomard, der zu der Gruppe von Wissenschaftlern gehört hatte, die Napoleon I. bei seinem Ägypten-Feldzug (1798) begleiteten. Die Arbeit der Kommission bestand darin, die Sammlung zu sichten und zu bewerten. Das Ergebnis dieser Bemühungen führte zu der Einschätzung, daß allein diese Sammlung einen wichtigen Grundstock für ein Museum für Völkerkunde darstellen könne, dessen Errichtung dringend gewünscht wurde.

Die für den vorliegenden Zusammenhang wichtigste Information aus diesem Bericht wird ganz beiläufig erwähnt: »Die günstigen Umstände auf die wir am Beginn dieses Berichtes hingewiesen haben, bestehen darin, daß die von der Eroberung des Landes der Barmans, die 1825 stattfand, zurückgekehrten englischen Soldaten von dort eine große Menge interessanter [curieux] Objekte nach Bengalen brachten. M. Lamare-Picquot beeilte sich, diese aufzukaufen ... Sie sind nach seinen Informationen das Werk der Einwohner des östlichen Teils von Thibet. Während der drei Jahrhunderte, in denen die Europäer Indien besetzten, hatten sie dorthin noch nicht den Krieg getragen. [Erst] 1825 wurden die Tempel durch die englische Armee ausgeraubt, und auf diese Weise fielen diese wertvollen Objekte zum ersten Male in die Verfügungsgewalt der Europäer.«<sup>8</sup>

Zumindest dieser Teil der insgesamt offenbar an oder über 1000 Stücke umfassenden Sammlung Lamare-Picquot gelangte also auf eine Weise in den Besitz von Europäern und schließlich in eines der großen europäischen Völkerkunde-Museen, die man – wäre dies nicht allzu zynisch – als die »klassische Erwerbungs-methode« zumindest jener Zeit bezeichnen könnte. Interessant ist es immerhin, daß der aus der Literatur als außerordentlich eifriger Betreiber der Einrichtung eines Völkerkunde-Museums bekannte E. F. Jomard ausgerechnet diese Erwerbungsform als »günstige Umstände« (*»circonstances favorables«*) besonders hervorhebt.

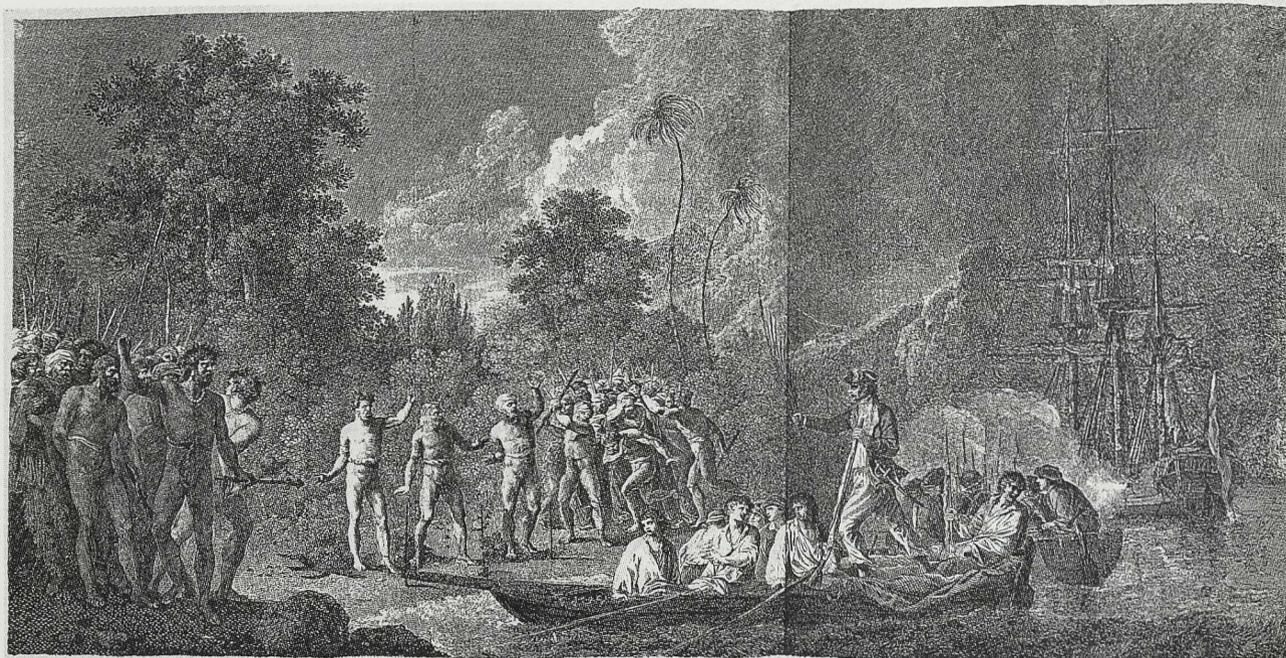
Während über die nicht so eindeutig als Kriegsbeute hervorgehobenen Objekte in der Sammlung Lamare-Picquot, wie sie die Kommission um Jomard besichtigt hat, aus den Quellen in dieser Hinsicht nichts Näheres zu entnehmen ist, lohnt es sich gleichwohl, auf die beim Verkauf an den Bayerischen Staat im Jahre 1841 hinzuge-

kommenen Objekte aus der Südsee noch in prinzipieller Hinsicht einzugehen. Diese Teilsammlung umfaßte so, wie sie ursprünglich für den Bayrischen Staat angekauft wurde, rund 120 Objekte.<sup>9</sup> Sie haben mit Sicherheit der Kommission um Jomard im Jahre 1832 nicht vorgelegen, da diese Kommission in ihrem Bericht über die Objekte aus Indien und Afrika durchaus ins Detail gehend berichtet und daher kaum eine so umfassende Sammlung von Objekten aus einem Weltteil, der zur damaligen Zeit die Europäer sehr stark interessierte, unerwähnt gelassen hätte.

In einem 1960 erschienenen Beitrag des damaligen Direktors des Münchner Völkerkunde-Museums, Andreas Lommel<sup>10</sup>, versucht dieser die Herkunft der Südsee-Objekte aus der Sammlung Lamare-Picquot von der zentralen Annahme aus zu klären, daß letzterer die Südsee-Objekte während eines mehrere Jahre dauernden Aufenthalts auf der Insel Mauritius ab 1815 von den dort anlegenden französischen Expeditionsschiffen, die den Pazifik durchsegelt hatten, direkt gekauft habe, wodurch dann jeweils die Anlegeplätze dieser Schiffe an den Pazifik-Inseln mit einzelnen Objekten zu korrelieren wären. Diese Annahme trifft mit hoher Sicherheit nicht zu. Es ist vielmehr davon auszugehen, daß Lamare-Picquot diese Südsee-Objekte erst nach 1832 seiner gesamten Ethnographika-Sammlung hinzufügte und sie wohl auch – zumindest in der Mehrzahl – erst in den Jahren zwischen 1832 und 1834 erwarb, und zwar mit hoher Wahrscheinlichkeit nur in Frankreich. Für diese Deutung spricht zusätzlich zu dem, was aus der oben zitierten Quelle aus dem Jahre 1832 ex negativo zu entnehmen ist, der von Lommel selbst erwähnte Umstand, daß der von Lamare-Picquot für die Südsee-Objekte verfaßte Katalog sehr flüchtig und mit wenig Sachkenntnis geschrieben wurde. Zwar trügen die Objekte »meist exotisch klingende Bezeichnungen, Herkunftsangaben jedoch, die über so allgemein gehaltene Bezeichnungen wie »aus dem Südmeer« hinausgehen«, seien nicht vorhanden.<sup>11</sup>

Im übrigen wird man allerdings Lommel insoweit zustimmen können, daß zumindest der größte Teil der Südsee-Objekte in der Sammlung Lamare-Picquot von Besatzungsmitgliedern der Schiffe stammten, mit denen im letzten Drittel des 18. und dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts die französischen Expeditionen in die Südsee durchgeführt wurden. Derartige Expeditionen nun – gleichgültig, ob es sich dabei um solche der französischen, der englischen oder der spanischen Kriegsmarine handelte – waren keineswegs so gewaltfrei, wie selbst v. Paczensky und Ganslmayr, die den Gewaltzusammenhang des europäischen Kolonialismus zum zentralen Argument ihres Buches gemacht haben, meinen, wenn sie schreiben, daß »[i]n diesem Fall ... die Bewohner der Südseeinseln nicht durch brutale Plünderungen beraubt [wurden], sondern durch die Ausnutzung eines bestimmten Systems des Tauschens von Geschenken, das die Europäer sehr rasch zu ihrem Vorteil zu nutzen wußten.«<sup>12</sup>

Die Umstände, unter denen während jener Expeditionen die Geschenk-Tausch-Transaktionen stattfanden, näherten sich nämlich in gewisser Weise denjenigen an, die von der Jomard-Kommission von 1832 so nonchalant als »circonstances favorables« bezeichnet wurden. Unter dem Schutz ihrer Bord-Kanonen schufen sich die Europäer einen Gewaltzusammenhang, in dem sie stets die Überlegenen blieben, so daß sie dann auch so leichthin von den Geschenk-Beziehungen zwischen ihnen und den Einheimischen berichten konnten. Anschaulich wird diese Gewaltbeziehung auf einem vielzitierten Kupferstich, der die Landung von James Cook und einigen Mitgliedern seiner 2. Weltumsegelung auf der Insel Tanna in den früher so genannten Neuen Hebriden (heute: Vanuatu) zeigt: Cook steht aufrecht in seinem



Painted by W. Hodges.

*The Landing at Tanna one of the NEW HEBRIDES .*

*Engraved by J.K. Sherwin, No. 5, Strand, London.*

Engraved by J.K. Sherwin  
N° LIX.

**1 Die Landung von Kapitän Cook auf der Insel Tanna, 1775/76 (Stich von J. K. Sherwin nach einem Gemälde von William Hodges, 1744-1797)**

Landungsboot und stützt sich mit einer Hand auf den Lauf einer Muskete, während er mit der anderen einen Palmwedel über seinen Kopf als Friedenszeichen emporreckt; über die Köpfe einer großen Zahl von Männern auf dem Strand der Insel Tanna hinweg läßt er aber zugleich von seinem Schiff aus sämtliche Kanonen der Backbordseite feuern!

Daß jene Gewaltdrohung als jeweils notwendig angesehen wurde, wird allerdings nicht so sehr aus den Berichten über diese »normalen« Expeditionen deutlich, sondern eher aus einem Bericht, der auch über den Zusammenhang der frühen Ethnohistorie der Pazifik-Inseln hinaus Berühmtheit erlangt hat. Ich meine den Bericht des Kapitäns William Bligh, nachdem dieser zusammen mit einigen loyal gebliebenen Besatzungsmitgliedern im Jahre 1788 von den Meuterern seines Schiffes »Bounty« im offenen Boot nahe bei den Tonga-Inseln ausgesetzt worden war.<sup>13</sup>

Nun, ohne den unmittelbaren Schutz einer Bordkanone zu genießen, trauten sich Bligh und seine Bootsbesatzung nur noch ein einziges Mal unter dem imaginären Schutz des gerade erst abgeseelten großen Schiffes »Bounty« auf einer der Inseln des Tonga-Archipels zu landen, um Proviant einzutauschen. Obwohl die weitere Fahrt in dem offenen Boot bis zur Insel Timor in Indonesien (etwa 5 600 Kilometer!) zweifellos so strapazenreich war, wie Bligh sie geschildert hat, wagten er und seine Getreuen es im übrigen nicht mehr, auf einer der anderen Tonga-Inseln, einer der Fiji-Inseln oder einer der Inseln in den Neuen Hebriden, an denen sie jeweils tagelang in Sichtweite vorbeisegelten, zu landen, um sich dort auszuruhen und frischen Proviant einzutauschen, für den sie in Gestalt überflüssiger Kleidungsstücke und anderer Objekte durchaus Tausch-»Waren« zur Verfügung gehabt hätten.

Ich halte es für notwendig, auch diesen nur indirekt erschließbaren Gewaltzusammenhang zwischen europäischen Schiffsbesatzungen und Einwohnern der Pazifik-Inseln bewußtzumachen, da gerade unter dieser Art »circonstances favorables« eine beträchtliche Zahl derjenigen ethnographischen Kunstobjekte von den Pazifik-Inseln nach Europa gebracht wurden, die heute sowohl wissenschaftlich als auch auf dem internationalen Kunstmarkt als die wertvollsten und damit von den europäischen Völkerkunde-Museen als die unentbehrlichsten angesehen werden. – Soviel zum ersten Beispiel des historischen Hintergrundes von Ethnographika, die sich heute in den europäischen und anderen Völkerkunde-Museen in hochindustrialisierten Ländern befinden.

Das zweite, sehr berühmt gewordene Beispiel weist die Besonderheit auf, daß einem großen Teil der Objekte, die dazu gehören, der Gewaltzusammenhang noch heute unmittelbar anzusehen ist, der ihr Verbringen in die europäischen Völkerkunde-Museen ermöglichte. Es handelt sich um die Bronze-Figuren, -Köpfe und -Reliefplatten sowie die Elfenbeinschnitzereien aus dem ehemaligen Benin-Reich in Afrika, das sich auf einem Teil des Territoriums des heutigen Staates Nigeria befand. Den Reliefplatten, die wie alle Bronzearbeiten aus Benin auf eine äußerst kunstvolle Weise im Wachsausschmelz-Verfahren geschaffen wurden und von denen in besonders vielen Völkerkunde-Museen in Europa Beispiele zu sehen sind, sieht man die Gewalttätigkeit noch heute sehr deutlich an, mit der sie aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang – nämlich als Schmuckplatten an Säulen und Wänden eines Palastes – in der unmittelbaren Bedeutung des Wortes herausgerissen wurden.

Der Hintergrund dieser Gewalttätigkeit ist folgender. Nachdem – in diesem Fall – England an der Küste des heutigen Nigeria eine Reihe von kolonialen Stütz- und Handelspunkten errichtet hatte, war es sehr erpicht darauf, dieses Kolonialgebiet auch über das damalige unabhängige Benin-Reich hinaus auszudehnen. Über



2 Alte Bronze-Reliefplatten vom Palast der Hauptstadt des Benin-Reiches in West-Afrika

dieses Reich und insbesondere seine prunkvolle Hauptstadt gibt es bereits portugiesische und andere europäische Berichte ab dem 15. Jahrhundert. Der für den vorliegenden Zusammenhang interessanteste dieser Berichte findet sich in der »Umbständlichen Beschreibung von Africa« des Holländers Olfert Dapper aus dem Jahre 1670, aus dem Felix v. Luschan referiert und zitiert<sup>14</sup>, »daß der Palast des Königs von Benin so groß sei, als die Stadt Harlem, und viereckige ›Lustgänge‹ enthalte, so groß als die Börse zu Amsterdam, und daß deren Dach auf hölzernen Pfeilern ruhe, welche von unten bis nach oben zu mit Misinge überzogen, darauf ihre Kriegstaten und Feldschlachten seynd abgebildet.«

Die Hauptstadt dieses Reiches überfielen die Engländer nun im Jahre 1897 mit der folgenden Begründung. Dem König oder – nach einheimischer Bezeichnung – »Oba« von Benin war es jahrzehntlang gelungen, sich dem Druck Englands, auf dem Verhandlungsweg einen Quasi-Kolonialstatus herzustellen, zu entziehen. Deshalb provozierte schließlich ein höherer Gouverneursangestellter namens Phillips durch einen »Besuch« der Hauptstadt, der immer wieder deutlich und begründet von dort aus abgelehnt worden war, den prinzipiell seit langem gesuchten Anlaß für einen militärischen Überfall der Engländer auf das Benin-Reich. Phillips selbst kam bei seiner Provokation zusammen mit dem größten Teil seiner etwa 230 Männer umfassenden Expeditionsgruppe ums Leben. Mit einem in größter Eile zusammengezogenen und zahlenmäßig sehr starken Expeditionsheer überfielen die Engländer die Hauptstadt von Benin schon eineinhalb Monate nach dem Ereignis, das Phillips das Leben gekostet hatte. Die Hauptstadt wurde dabei weitgehend dem Erdboden gleichgemacht, unter anderem durch einen Großbrand. Zuvor aber waren in sehr großer Zahl insbesondere die kunstvollen Elfenbein- und Bronze-Arbeiten aus der geplünderten Stadt herausgeholt worden, deren Bevölkerung zum großen Teil gemeinsam mit dem »Oba« geflüchtet war.

In einem von der britischen Regierung noch 1897 herausgegebenen »Weißbuch« über die Ereignisse des Überfalls auf das Benin-Reich, das auch noch andere höchst problematische Ungereimtheiten enthält, wird behauptet, daß die Reliefplatten als abmontierte Stücke in einem Hause gelagert vorgefunden und dann abtransportiert worden seien. Alle Umstände der Strafexpedition legen aber sehr viel mehr die Vermutung nahe, daß die sehr deutlich sichtbaren Zerstörungen sowohl in den Platten als erst recht an ihren Rändern und speziell ihren Ecken eher das Werk der plündernden britischen Soldateska darstellen.

Felix v. Luschan, der 1919 eine umfassende Monographie über die Bronze- und Elfenbein-Arbeiten aus Benin veröffentlicht hat, windet sich in der Frage einer Erklärung dieser offenbaren Zerstörungsspuren sehr. Möglicherweise aus wissenschafts-diplomatischen Gründen – er arbeitete sehr eng mit britischen Kollegen zusammen – tat er zumindest so, als nähme er die Aussagen in dem oben erwähnten »Weißbuch« für bare Münze. Danach mußte er dann auch glauben, daß die stark beschädigten Reliefplatten, die den größten Teil seines Untersuchungsmaterials ausmachten, in jenem Zustand in einem abgelegenen Raum des königlichen Palastes gefunden worden seien. Er schreibt<sup>15</sup>: »Einige unwesentliche Beschädigungen sind offensichtlich erst während des Transportes nach Europa entstanden, hingegen ist die große Mehrzahl der Platten einmal in auffallend roher Art mit großen Nägeln durchstoßen worden. Ich bin nie darüber zu wirklicher Klarheit gelangt, wann eigentlich die Platten diese rohe Behandlung erfahren haben.« Wie auch immer über diese Fra-

ge inzwischen Klarheit geschaffen wurde oder nicht, Fazit bleibt, daß den Reliefplatten ihr Schicksal, durch eine brutale Plünderung in die europäischen Museen gelangt zu sein, in der Form ihrer deutlichen Beschädigungen eingepreßt ist.

Noch in einer weiteren Hinsicht stellt der Raub der Benin-Kunst für den vorliegenden Zusammenhang ein besonders signifikantes Beispiel dar. Die oben angesprochene totale Zerstörung des Palastes des »Oba« von Benin steht zugleich für die Zerstörung der kulturellen Identität des alten Benin-Reiches. Dieser Umstand wird gerade dadurch deutlich, daß es scheinbar eine Kontinuität des Staates Benin über das Ereignis der »Straf-Expedition« von 1897 hinaus bis in unsere Tage gibt. Denn bereits im Jahre 1914 sahen sich die Engländer als Kolonialmacht – aus welchen Gründen auch immer – veranlaßt, den ältesten Sohn des »Oba« von 1897 als neuen »Oba« zum Oberhaupt eines Benin-Staates in kolonialer Abhängigkeit von der britischen Krone zu machen. Auch sein Vater war seinerzeit »nur« abgesetzt und in ein Gefangenschafts-Exil gebracht worden.

Der neue »Oba« von Benin begann sogleich mit der Wiedererrichtung der Hauptstadt des Staates und insbesondere mit der des zerstörten Palastes. Für letzteres zog er die alten Kunsthandwerker seines Vaters heran, die mit diesem gemeinsam bei dem Überfall im Jahre 1897 geflohen waren. Wenn man bedenkt, daß jenes Ereignis nur 17 Jahre zurücklag, wäre eigentlich das Noch-Vorhandensein eines großen künstlerischen und handwerklichen Potentials zu erwarten gewesen. Doch unter den gegebenen Umständen mußte – gemessen an der Größe des zerstörten alten Palastes – der neue Palast in seinen Ausmaßen in ganz entscheidender Weise schrumpfen. Zwar wurden noch einige Konstruktionselemente mit neu gegossenen Bronze-Reliefplatten verkleidet, der größte Teil des Bauschmucks jedoch wurde in der Form von Terrakotta-Reliefs geschaffen, die mittlerweile schon wieder so stark verwittert sind, daß es schwierig ist, die ursprünglichen Bildinhalte zu erkennen. Die Bedachung der ganzen Anlage mit ziemlich schäbigen Wellblechplatten trägt ebenfalls nicht dazu bei, den eigentlich gewollten prunkvollen Eindruck entstehen zu lassen.

Mit einem Satz: das, was über viele Generationen und mehrere Jahrhunderte hinweg an künstlerischer Identität des Benin-Reiches gewachsen war, dann aber in wenigen Tagen mit äußerster kolonialer Brutalität zerstört wurde, konnte in den vergangenen 80 Jahren nicht wieder erschaffen werden. Was dort neu entstanden ist, kann auch nicht mit der beliebten Metapher als ein »bloßer Schatten« der Vergangenheit beschrieben werden, sondern es ist etwas ganz anderes, das seinen prägnantesten Ausdruck darin findet, daß bereits im Jahre 1914 im Areal des neuen Palastes ein Werkstatt-Shop geschaffen wurde, in dem die Kunsthandwerker des neuen »Oba« sowohl für diesen tätig waren als auch Produkte schufen, die sie mit Hilfe des »Marken-Namens« Benin-Kunst an Interessenten zunächst der Kolonialverwaltung und später an Touristen und an Vertreter der sich herausbildenden Führungsschicht des neuen Staates Nigeria vermarkten konnten.<sup>16</sup>

Mein drittes Beispiel handelt von einer Forschungsexpedition, die der Form ihrer Durchführung nach in einer langen Tradition steht, die mit den Weltumsegelungen von James Cook und Louis Antoine de Bougainville im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts ihren Anfang genommen hat. Die als »Hamburger Südsee-Expedition« in die Wissenschaftsgeschichte der Ethnologie eingegangene Forschungsreise wurde in den Jahren 1908 bis 1910 durchgeführt und stellt so etwas wie den Endpunkt jener Tradition dar. Für den vorliegenden Zusammenhang ist sie besonders wichtig,

weil ihr neben anderen Aufgaben auch das Ziel gesetzt wurde, für das Hamburgische Museum für Völkerkunde in den zu erforschenden Gebieten systematisch Ethnographika zu sammeln. Den Hintergrund dafür bildete der Umstand, daß die Organisation und Ausrüstung dieser Expedition von dem außerordentlich tatkräftigen und zielstrebigem damaligen Direktor jenes Museums, Georg Thilenius, betrieben wurde.<sup>17</sup>

Die Rahmenbedingungen des Forschungsunternehmens bestanden unmittelbar in folgendem. Die Kosten für die Durchführung der Expedition in insgesamt zwei Jahren beliefen sich auf über 600000 Mark, eine für die damalige Zeit gewiß nicht kleine Summe. Sie wurden zum größten Teil von der »Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung« aufgebracht, die im Jahre 1907 gegründet worden war. Mit diesem Geld wurde ein Dampfschiff namens »Peiho« nebst seiner Besatzung von der HAPAG gechartert sowie die Kosten für die Arbeit und den Unterhalt der beiden Wissenschaftler-Gruppen getragen, die in den beiden Expeditionsjahren jeweils tätig waren.

Im ersten Jahr bestand die Wissenschaftler-Gruppe aus einem Tropenmediziner und (autodidaktischen) Ethnographen als Leiter, der seine Erfahrungen beim Kolonial-Militär im damaligen »Deutsch-Ostafrika« gesammelt hatte, einem Ethnologen vom Berliner Museum für Völkerkunde, einem (physischen) Anthropologen und Ethnologen vom Hamburger Museum für Völkerkunde, einem Kaufmann, der als Händler in der Südsee tätig gewesen war und vor allem auch Kenntnisse in der für das Forschungsgebiet wichtigen Verkehrssprache einbrachte, einem Maler und Photographen sowie einem Zoologen vom Hamburger Naturhistorischen Museum. Im zweiten Jahr wurde die Position des Leiters neu besetzt, die aber wiederum von einem Mediziner und (autodidaktischen) Ethnographen eingenommen wurde, der bereits über umfassende Erfahrungen von anderen ethnographischen Forschungsreisen in der Südsee verfügte. Die Aufgaben einer Zeichnerin und Photographin wurden von der Ehefrau des neuen Leiters übernommen. Der (physische) Anthropologe und Ethnologe des ersten Expeditionsjahres wurde ebenfalls ersetzt, und zwar durch einen seiner Kollegen vom Hamburgischen Museum für Völkerkunde. Dazu kam noch ein Ethnologe vom Leipziger Museum für Völkerkunde. Es blieben der Kaufmann vom ersten Expeditionsjahr sowie der Ethnologe vom Berliner Museum für Völkerkunde. Dagegen verabschiedete sich der Zoologe des ersten Expeditionsjahres und wurde nicht ersetzt.

Die sechs Mitglieder der Forschungsgruppe des ersten Jahres wurden noch um sieben weitere Europäer ergänzt, die die Leitungsfunktionen der Schiffsbesatzung innehatten, d.h. Kapitän, Steuerleute, Ingenieure, Maschinisten. Die Matrosen waren Chinesen. Alle Europäer waren jeweils mit einem Karabiner und einer Repetierpistole bewaffnet. Mit einem Karabiner bewaffnet waren ferner vom Beginn des Einsatzes im ersten Expeditionsjahr an zwölf melanesische Polizeisoldaten, die von der deutschen Kolonialverwaltung abgeordnet wurden, und sieben melanesische Diener, die eine große in Neuguinea tätige Handels- und Plantagen-Firma zur Verfügung stellte. »... so bildeten wir für diese Gegenden eine recht stattliche Truppenmacht«, wie der im ersten Expeditionsjahr tätige Maler und Photograph Vogel in einer Veröffentlichung seiner Erlebnisse später keineswegs kritisch sondern eher in selbstgefälligem Ton anmerkte.<sup>18</sup>

Mit dieser martialisch-militärischen Gesamtbesatzung bekam der Dampfer

»Peiho« dann auch weit mehr den Charakter eines Kriegsschiffes als den eines zivilen Forschungsschiffes. Auch in dieser Hinsicht führte die Hamburger Südsee-Expedition die Tradition der europäischen Kriegsmarine-Forschungs-Expeditionen fort, wie sie mit den Reisen von James Cook und Bougainville begonnen worden war. Bei einem mehrere Tage dauernden Aufenthalt auf einer der Küsteninseln vor Neuguinea ging der Leiter des ersten Expeditionsjahres Fülleborn sogar so weit, eine regelrechte Verteidigungsanlage schaffen zu lassen. Hans Fischer zitiert dazu u.a. aus dem Tagebuch Fülleborns vom 22.8.1908 die folgende Passage<sup>19</sup>: »Heute verging der Tag wie gestern grösstenteils mit Arbeiten an dem Verhau des Lagers; es ist jetzt auf den 3 an den Busch grenzenden Seiten fertiggestellt. Die heute gebauten Abschnitte sind recht brauchbar, da wir durch die gestrigen Erfahrungen belehrt, das Verhau nur mit grossen Zweigen resp. Baumkronen gebaut haben. Das Schussfeld nach allen Seiten ist gut.« Fischer findet wohl mit Recht, daß Fülleborns Verhalten »manchmal fast komisch [wirke]«; allerdings teilt er aus dem nur archivalisch zugänglichen Tagebuch Fülleborns nicht mit, welche Erfahrungen denn am Tag zuvor, also am 21.8.1908 von der Expedition gemacht worden waren.

Wie komisch oder auch – aus der Sicht der von der Expedition heimgesuchten Inseleinwohner, unter denen es bei einem Scharmützel im ersten Expeditionsjahr sogar zu einem Toten und wahrscheinlich mehreren Verletzten kam<sup>20</sup> – zweifellos nicht komisch das Verhalten der Expeditionsmitglieder immer eingeschätzt werden mag, feststeht in jedem Fall, daß sowohl ihre Forschungsarbeit im allgemeinen als auch das Sammeln von Ethnographika, dem sie sich in äußerst umfassender Weise widmeten, in einem kolonialistisch-gewalttätigen Zusammenhang durchgeführt wurde, auch wenn die gesammelten Ethnographika in der Mehrzahl der Fälle gekauft wurden, d.h. für sie »bezahlt« worden sein mag.

Wie diese Kaufaktionen vor sich gingen, illustriert Fischer wiederum mit Zitaten aus den Aufzeichnungen und Publikationen der Expeditionsteilnehmer: »Das Dorf, in dem wir uns befanden, hatte 26 Häuser. Alles war wieder fortgelaufen, doch hörten wir nicht fernes Rufen. Die Häuser glichen denen von heute morgen. ... In dem grössten fanden wir drei ›Tanzbretter‹ von der aus dieser Gegend bekannten Form, die wir nach Hinterlassung von 20 Stangen Tabak mitnahmen. Kaum hatten wir den Rückstieg angetreten, als es im Dorf hinter uns lebendig wurde. Lautes Schreien und ein Stein und ein Speer, die uns nachgeflogen kamen, kündeten die Rückkehr der Bewohner an.«<sup>21</sup> Und ferner: »Auf unsere Erkundigungen nach Tanzmasken erfuhren wir, daß solche in einem Nachbardorf verfertigt würden. Fülleborn forderte die Leute auf, einige herbeizuholen; die Kanaker waren aber dazu nicht zu bewegen, bis ich mit jeder Hand einen am Arm nahm, mir einen Soldaten folgen ließ und mich mit den Dreien auf den Weg machte.«<sup>22</sup>

In einem historischen Rückblick zum 100jährigen Bestehen des Hamburgischen Museums für Völkerkunde hat der vormalige Direktor des Museums, Jürgen Zwernemann (1980), unter der Kapitelüberschrift »Jahre des Glanzes: die erste Hälfte der Amtszeit von Georg Thilenius« festgehalten, welche große Verdienste der Organisator der Hamburger Südsee-Expedition und damalige Direktor des Museums sich um die Vermehrung der Sammlungen dieses Hauses erworben habe. Als Ergebnis der Expedition auf diesem Feld nennt Zwernemann 9400 Gegenstände aus Melanesien, dies entspricht dem Ergebnis des 1. Jahres der Expedition, und 8366 Gegenstände aus Mikronesien, dies entspricht dem Ergebnis des 2. Jahres der Expe-

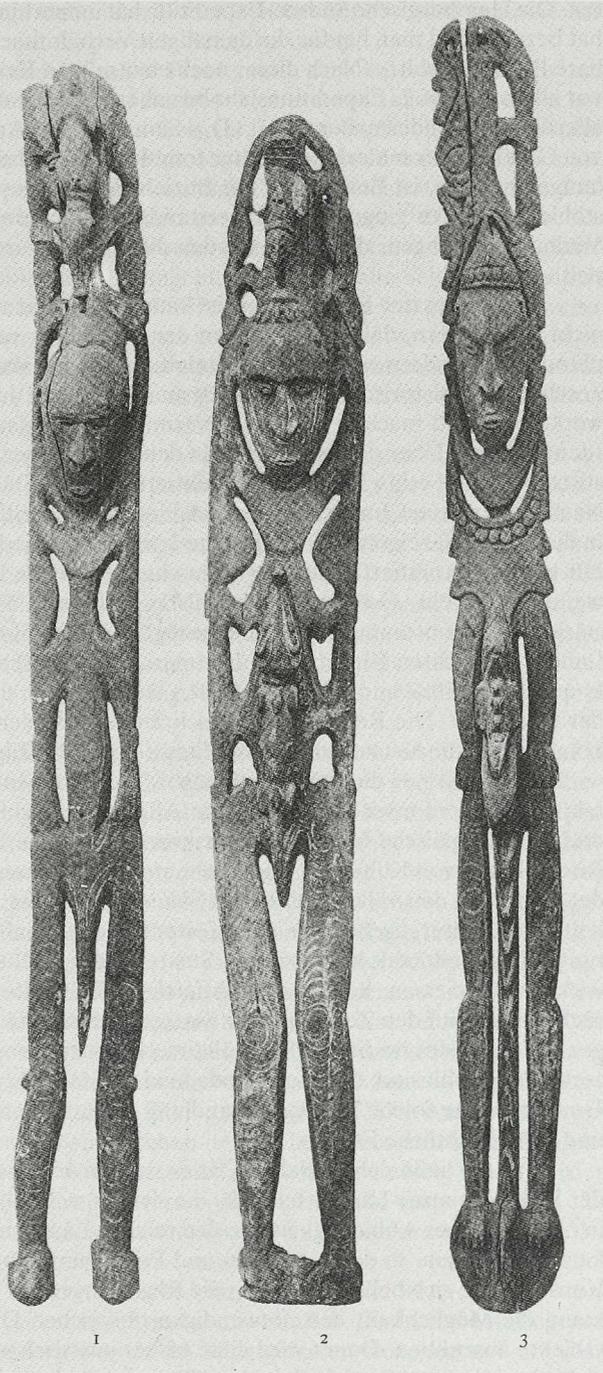
dition. Von diesen Objekten sind allerdings leider, so fährt der Autor fort, »große Teile am Ende des Zweiten Weltkrieges vernichtet worden.«<sup>23</sup>

Der zwar nicht erhebliche, aber immerhin deutliche Unterschied in den Zahlen der im 1. und im 2. Jahr der Expedition jeweils zusammengetragenen Sammlungen bietet, wenn er in Beziehung zu anderen Informationen über die Expedition gesetzt wird, zusätzlich interessante Einblicke. Dieser Unterschied steht nämlich in einem nun wirklich spektakulären Gegensatz zu den wissenschaftlichen Ergebnissen, soweit diese sich quantitativ messen lassen. Aus dem 1. Jahr der Expedition sind in 4 Publikationen insgesamt 1288 Seiten wissenschaftlicher Text zusammengekommen, aus dem 2. Jahr in 25 Bänden insgesamt 10399 Seiten Text.<sup>24</sup> Das 1. Expeditionsjahr aber war dasjenige, in dem die Wissenschaftler in der martialischen Pose von Angehörigen eines Kolonialmilitärs auftraten und ihre »Forschungen« durchführten.

In der umfangreichsten der Publikationen aus dem 1. Expeditionsjahr, der über den »Kaiserin-Augusta-Fluß« (heute: Sepik), die zum größten Teil aus formalen Beschreibungen der gesammelten Objekte besteht, findet sich immer wieder der Hinweis »vom Kanu gekauft«.<sup>25</sup> Dies meint, daß die Wissenschaftler an der Reling ihres Schiffes »Peiho« standen und von Einheimischen, die in ihren Booten längs-seits kamen, interessant erscheinende Objekte kauften, über deren Funktion und Bedeutung sie unter solchen Umständen natürlich faktisch nichts erfahren konnten. Mit diesem Verfahren fielen sie noch hinter Sammel- und Forschungs-Methoden zurück, wie sie selbst schon bei den Expeditionsreisen von James Cook im 18. Jahrhundert üblich waren. Hinzu kam jenes andere Verfahren, das von den Teilnehmern der Hamburger Expedition im »Scherz« als »anonymer Ankauf« bezeichnet wurde<sup>26</sup> und das in dem oben zitierten Tagebucheintrag des Ethnologen Müller vom 17.10.1908 beschrieben wird (»... fanden wir drei ›Tanzbretter‹ ..., die wir nach Hinterlassung von 20 Stangen Tabak mitnahmen.«).

Festzuhalten bleibt, daß zumindest im 1. Jahr der »Hamburger Südsee-Expedition« weit über 9000 Ethnographika zu beträchtlichen Teilen unter Anwendung von durch den kolonialen Zusammenhang ermöglichter und zugleich gedeckter Gewalt aus Gebieten geholt wurden, die zum heutigen Staat Papua-Neuguinea gehören. Wobei diese Gewalt bis zur Erschießung eines Einheimischen reichen konnte, dessen Dorfgenossen sich dem Eindringen der Expeditionsteilnehmer widersetzt hatten.<sup>27</sup> Unter diesen Umständen konnte das, was in den Plänen und Anträgen für diese Expedition als wissenschaftliche Sammeltätigkeit beansprucht worden war, selbstverständlich nur zur Farce werden. Aber auch, wenn aus dem 2. Expeditionsjahr derartige Vorkommnisse nicht bekannt geworden sind und in dieser ernsthaften Forschung geleistet wurde, blieb auch diese eingebunden in den gegebenen kolonialen Zusammenhang.

Deutlichere und härtere Worte findet Hans Fischer für die Sammeltätigkeit der Teilnehmer der Südsee-Expedition. Dies ist umso bedeutsamer, als Fischer zum einen sich am intensivsten mit den Umständen des Unternehmens und insbesondere auch mit den unpublizierten Materialien dazu vertraut gemacht hat, und er zum anderen mit besonderem Nachdruck darum bemüht ist, einen Zusammenhang zwischen Ethnologie und Kolonialismus zu leugnen oder zumindest zu minimieren.<sup>28</sup> Zur Sammeltätigkeit bei der Expedition schreibt Fischer: »Es ist unter den Fachleuten kein sehr großes Geheimnis, auf welche Weise viele der Sammlungen in den europäischen und amerikanischen Museen in die Magazine und Ausstellungen gelang-



3 Drei »beschnittene Bretter«  
(vom Sepik, Neuguinea) aus der  
Sammlung des 1. Jahres der  
Hamburger Südsee-Expedition

ten. Die Hamburgische Südsee-Expedition hat immerhin nicht schlicht geklaut, man hat bezahlt, und man hat für die damaligen Verhältnisse anscheinend sogar vertretbare Preise bezahlt.« (Nach dieser noch eher milden Kennzeichnung, die man wohl vor allem auf das 2. Expeditionsjahr beziehen muß, fährt Fischer weiter unten dann allerdings folgendermaßen fort:) »Das Sammeln, die Art und Weise des Sammelns von Objekten der materiellen Kultur fremder Völker drückt die bestehenden Beziehungen nur aus, ist Beispiel für die Beziehungen insgesamt: Da wurde schlicht gestohlen, wenn es ging, ohne Einverständnis der Eigentümer mitgenommen, zum Verkauf gezwungen, die Preise wurden diktiert, es wurde überredet und überrumpelt.«<sup>29</sup>

Dieser Gesamt-Einschätzung ist kaum etwas hinzuzufügen, und es kann daher nicht verwundern, daß Nachkommen der Einwohner von im Kolonialismus ausgeplünderten Ländern wie der in der Einleitung von mir vorgestellte Mexikaner Xokoschtletl ein historisch-moralisch begründetes Recht auf die Rückgabe von Kunstwerken geltend machen wollen, die von zentraler Bedeutung für ihre kulturelle Identität sind. Über dieses Recht ist in den vergangenen Jahren wiederholt auf juristischer wie auf ethischer Ebene reflektiert worden. Das bündige Ergebnis solchen Nachdenkens eines Juristen möchte ich hier zunächst zitieren<sup>30</sup>: »Die Ausführungen in dieser Arbeit zeigen, daß das gegenwärtige Recht die Rückführung von Kulturgut nur bedingt garantiert. Auch für abgeschlossene Fälle kann sich das Recht jedoch weiterentwickeln. Gerade die ehemals kolonisierten Staaten fordern derzeit verstärkt eine Neuordnung des Rechts bezüglich ihrer während der Kolonialzeit außer Landes gebrachten Kulturgüter. Lösungsansätze bieten hier das Wiener Übereinkommen von 1983 und die dargestellten Resolutionen der Vereinten Nationen und der UNESCO. Die Resolutionen beschränken sich nicht wie das Wiener Übereinkommen auf die Neuordnung von Staatseigentum. Eigentum von Privatpersonen wird aber nicht nur durch die nationalen Verfassungen in den Besitzerländern geschützt, sondern etwa auch durch die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte und die Europäische Menschenrechtskonvention. Die Überlegungen in Bezug auf Rückführung von Kulturgut, das sich heute im Eigentum des belegten Staates befindet, setzen an den völkerrechtlichen Sukzessionsregeln an. Die ungleiche Belegenheit<sup>31</sup> der Kulturgegenstände zum Zeitpunkt der Unabhängigkeit und die Bedeutung, die die ehemals kolonisierten Staaten ihren Kulturgütern für ihre Weiterentwicklung beimessen, könnte es rechtfertigen, bei Kulturgut wie bei Staatsarchiven rückwirkend auf den Zeitpunkt der Staatennachfolge eine Ausnahme von der Belegenheitsregel des traditionellen Völkerrechts zuzulassen. Ob die westlichen Besitzerländer gewillt sind, den ›newly independent States‹ in Anbetracht der besonderen Umstände eine solche Vorzugsbehandlung einzuräumen, ist letztlich eine politische und keine rechtliche Frage.«

Und, so ließe sich fortfahren, da es sich bei den ›newly independent States‹ in der Regel um arme Länder handelt, die sich im weltpolitischen Zusammenhang als in ökonomischer Abhängigkeit von den reichen Ländern in Europa und Nordamerika sehen müssen, in deren Museen und Privatsammlungen die in Frage stehenden Kunstobjekte sich befinden, haben die Regierungen der betroffenen jungen Staaten kaum die Möglichkeit, den notwendigen politischen Druck für die Rückgabe der Objekte auszuüben. Damit wird diese bisher juristisch nicht gelöste Problematik zu einer moralischen, der sich diejenigen Personen in den reichen Ländern als erste stel-

len müssen, die den in Frage stehenden Kunstobjekten am nächsten sind, die Kurator/innen in den Museen und die privaten Sammler/innen.

In der Tat ist die uns beschäftigende Problematik auch unter diesem ethischen Aspekt – häufig implizit, wie im Fall des Buches »Nofretete will nach Hause« – schon mehrfach behandelt worden. Mit einem Beispiel, in dem explizit eine Philosophin sich dieser Frage unter dem Thema »A Philosophical Perspective on the Ethics and Resolution of Cultural Properties Issues« annimmt, will ich mich stellvertretend für viele andere und aus Platzgründen sehr kurz auseinandersetzen.<sup>32</sup> Die Autorin, Karen J. Warren, glaubt, indem sie in einer vordergründig sehr plausiblen ideologiekritischen Haltung an die Problematik herangeht, diese einer alle Seiten befriedigenden Lösung nahebringen zu können. Sie möchte fortkommen von einer Sichtweise, bei der es im Kern immer nur um die Fragen von Besitz, Eigentum und Rechten geht, und die in Frage stehenden Kulturgüter als einen »nicht-erneuerbaren Rohstoff« (»non-renewable resource«) in Analogie zu Tieren und Pflanzen sehen, die durch Umwelteinflüsse vom Aussterben bedroht sind.

Bei dieser Sichtweise steht das »Wie« eines optimalen Schutzes für die in Frage stehenden Kulturgüter im Vordergrund, und das »Wo« ihrer Bewahrung wird sekundär. Auf diesen Kern der äußerst komplexen Argumentation der Autorin zurückgeführt gerät ihre »Lösung« allerdings in verdächtige Nähe zum »Status quo« des berühmten Streitfalls um die »Parthenon-Skulpturen« und andere Teile der »Elgin-Marbles« zwischen Großbritannien und Griechenland. Niemandem kann entgehen, mit welchem immensen technischen Aufwand die Erhaltung und Bewahrung gerade dieser Kunstwerke im British-Museum in London betrieben wird, so daß die Suggestion, »nur dort« sei ihre Bewahrung für die Nachwelt gesichert, schon sehr deutlich wird.

Allerdings möchte ich der Autorin nicht Unrecht tun und verschweigen, daß in ihrem Vorschlag auch weitere Lösungs-Möglichkeiten für die Problematik – allerdings als untergeordnete Punkte – mitenthalten sind. Die Möglichkeit, die mir persönlich als die derzeit moralisch vertretbarste erscheint, besteht in dem ausdrücklichen Bemühen um Kooperation zwischen den (Völkerkunde-) Museen in den reichen Ländern und entsprechenden Institutionen wie Kulturzentren und National- oder Regional-Museen in den Ländern, die vom kolonialen Raub ihrer Kulturgüter betroffen waren. Für diese Kooperation hat jüngst der Basler Museumsethnologe Christian Kaufmann ein flammendes Plädoyer gehalten, in dem auch deutlich wird, wie sehr diese Kooperation im wohlverstandenen Eigeninteresse der westlichen Völkerkunde-Museen liegt. Mit einem Zitat aus diesem Text möchte ich meinen Beitrag abschließen<sup>33</sup>: »Was wird geschehen, wenn die europäischen Museen für Völkerkunde nicht aufwachen und ihren Anteil am Dialog übernehmen? Die Antwort ist angesichts des dichten Netzes von ökonomischen und sozialen Austauschbeziehungen, die die »vier Ecken« des Globus zusammenbinden, ziemlich einfach: Dann werden die Völkerkunde-Museen in Europa ihrem endgültigen Ende entgegengehen. Sicher, unsere Kollegen von den Kunst-Galerien werden wohl kommen und einige der Kunstwerke für ihre Ausstellungen retten – meistens jene, die sie von Reproduktionen her kennen, womit ich sagen will: nicht jene, die ihren Autoren – und uns – am meisten bedeuteten. Der Rest wird nach und nach verfallen. Und unsere Kollegen in den nicht-europäischen Ländern werden im Stich gelassen dastehen und mit dem Rücken zur Wand gegen eine Bürokratie ankämpfen, die stets die ökonomische Ent-

wicklung als etwas völlig anderes an die Spitze der Prioritätenliste setzen wird. ... Der weltweite Dialog zwischen den Museuminstitutionen und den darin arbeitenden Fachleuten ist eine der Möglichkeiten, mit deren Hilfe die Welt lernen kann, ihre Konflikte unter Kontrolle zu halten. Das Überleben ist zu einer Frage des kulturellen Lernens an *allen* Kreuzungspunkten des Gewebes geworden, nicht nur an einigen wenigen.«

## Anmerkungen

- 1 Der Artikel, aus dem hier zitiert wird, hat den Titel »Azteken vor Wien« und ist erschienen in der Nr. 21, vom 15. Mai 1992, S. 99 der Wochenzeitung »Die Zeit«.
- 2 Das Museum für Völkerkunde in Wien; (Residenz Verlag) Wien und Salzburg 1980, S. 236.
- 3 Siehe Anm. 1.
- 4 Siehe dazu einen zweiten Artikel in der »Zeit« Nr. 46 vom 12. Nov. 1993 mit dem Titel »Ohne Krone«.
- 5 Das Wort »Indianer« wird hier und an anderer Stelle in Anführungszeichen gesetzt, um kenntlich zu machen, daß es nicht die Ureinwohner des amerikanischen Doppelkontinents waren, die sich diese pauschale Bezeichnung gaben, sondern die aus Europa kommenden Eroberer jener Gebiete.
- 6 Siehe den Artikel aus der »Zeit« Nr. 21 vom 15. Mai 1992.
- 7 Die Quelle hat den Titel »Rapport sur la collection ethnographique de M. Lamare-Picquot, par une commission speciale«, erschienen im »Bulletin de la Société de Géographie« (Paris) 1832, No. 106, verfaßt von Bianchi, Eyriès, Jomard.
- 8 Siehe die oben zitierte Quelle von 1832, S. 91.
- 9 Die Inventarnummern für diese Sammlung im Münchner Museum für Völkerkunde zählen von L 848 bis L 968.
- 10 Der Beitrag von Andreas Lommel trägt den Titel: Die »Südsee-Sammlung Lamare Picquot im Staatlichen Museum für Völkerkunde in München« und erschien in: Ethnologica, N.F. Bd. 2, Köln 1960, S. 105-131.
- 11 Lommel 1960, S. 105f.
- 12 Gerd v. Paczenky u. Herbert Ganslmayr: »Nofretete will nach Hause. Europa – Schatzhaus der Dritten Welt«, München 1984, S. 138.
- 13 William Blich: »Das Logbuch der Bounty«, (Nachdruck) Hamburg 1963.
- 14 Felix v. Luschan: »Die Alterthümer von Benin«, 3 Bde., Berlin/Leipzig 1919, Bd. 1, S. 1.
- 15 v. Luschan, 1919, Bd. 1, S. 24f.
- 16 Siehe zu dem hier in sehr geraffter Form Vorgetragenen das Buch »The Art of Benin«, von Paula Ben-Amos (London 1980), insbesondere die Seiten 43 und 69f. sowie die Abbildungen 38, 42, 68, 69, 72, 73. Das Buch von Ben-Amos ist mit vielen sehr guten Abbildungen als populäre Darstellung der traditionellen Benin-Kunst gedacht. Es geht daher auf die Zerstörungen von 1897 und ihre Folgen nur am Rande ein und ohne irgendwelche Folgerungen daraus zu ziehen. Über die Benin-Kunst gibt es seit 1897 eine kaum noch überschaubare Fülle an Veröffentlichungen. Eine relativ umfassende Literatur-Auswahl neueren Datums ist in der Bibliographie zu der veröffentlichten Dissertation »Höfische Elfenbeinschnitzerei im Reich Benin« von Stefan Eisenhofer (München 1993) zu finden, die für den vorliegenden Zusammenhang aber sonst keine Bedeutung hat.
- 17 Hans Fischer: Die Hamburger Südsee-Expedition. Über Ethnographie und Kolonialismus; Frankfurt/M. (Syndikat) 1981.
- 18 Die Veröffentlichung von Hans Vogel trägt den Titel »Eine Forschungsreise im Bismarck-Archipel«; Hamburg 1911. Ich zitiere daraus im folgenden stets nach den wörtlichen Zitaten im Buch von H. Fischer, 1981, da mir das Original von Vogel nicht zur Verfügung stand.

- 19 Hans Fischer, 1981, S. 128.
- 20 Fischer, 1981, S. 135, zitiert aus einem Schreiben der Kolonialverwaltung von »Deutsch-Neuguinea« an die Mitglieder der Südsee-Expedition: »Bei meiner Anwesenheit in Asmata –(Thilenius-Hafen) – teilten mir die Eingeborenen am 11. d. M. mit, dass bei dem Zusammenstoss der Expedition mit den Eingeborenen am 28. Februar ds.J. der Eingeborene Amdaur von Aion durch zwei Schüsse getötet worden sei. – Der Kaiserliche Bezirksamtman: gez.: Klug.«
- 21 Tagebuch des Ethnologen Müller vom Berliner Museum für Völkerkunde, 17.10.1908, zitiert nach Fischer, 1981, S. 122.
- 22 Veröffentlichung von Hans Vogel (s.o., 1911, S. 164), zitiert nach Fischer, 1981, S. 121.
- 23 Jürgen Zwernemann: Hundert Jahre Hamburgisches Museum für Völkerkunde; Hamburg 1980, S. 46.
- 24 Siehe die Aufstellung bei H. Fischer, 1981, S. 114.
- 25 Otto Reche: Der Kaiserin-Augusta-Fluß. Ergebnisse der Südsee-Expedition; Reihe A, Bd. 1, Hamburg 1913, z.B. S. 301, 302, 306.
- 26 Veröff. von H. Vogel, 1911, S. 160, in H. Fischer 1981, S. 122.
- 27 H. Fischer, 1981, S. 135; siehe Anm. 20.
- 28 In dem Sammelband »Die Zukunft des Völkerkundemuseums«, Hg. Jürgen Zwernemann, Hamburg/Münster 1991, beharrt Hans Fischer in einem von ihm »Völkerkunde und Völkerkundemuseum« überschriebenen Beitrag auf der Behauptung (S. 15): »Es ist wichtig, sich die Anfänge [des Faches Ethnologie, Zusatz V. H.] gelegentlich bewußt zu machen, weil es diese Grundhaltungen [die der Aufklärung, Zusatz V. H.] sind, die bestehen blieben, und weil die Völkerkunde kein Kind des Kolonialismus war, wie manchmal zu vereinfachend angenommen wird.« – Bei dieser Überzeugung kann man Fischer allerdings kaum folgen, da er völlig übersieht, wie pro-kolonialistisch auch und gerade die Gründungsväter der Ethnologie in der Zeit der Aufklärung, z.B. Georg Forster, eingestellt waren. Siehe dazu Volker Harms: Das historische Verhältnis der deutschen Ethnologie zum Kolonialismus; in: Zeitschrift für Kulturaustausch, Jg. 34, 1984, Heft 4, S. 401-416.
- 29 H. Fischer, 1981, S. 123f.
- 30 Bernhard Walter: Rückführung von Kulturgut im Internationalen Recht; Veröffentlichungen aus dem Übersee-Museum Bremen, Reihe D, Bd. 15, Bremen 1988, S. 215 (zugleich jur. Diss., Univ. Tübingen).
- 31 Unter dem juristischen Terminus »Belegenheit« versteht der Verfasser des Buches, aus dem hier zitiert wird, folgendes: »Belegener Staat soll im folgenden der sein, auf dessen Territorium sich das Kulturgut zum Zeitpunkt der Rückforderung befindet.« (Siehe B. Walter, 1988, S. 22, Anm. 1).
- 32 Der Beitrag ist als Einleitung zu dem Sammelwerk »The Ethics of Collecting Cultural Property: Whose Culture? Whose Property?« (Ed. by Phyllis M. Messenger, Albuquerque 1989) erschienen.
- 33 Christian Kaufmann: Cooperation among museums, across the continents – aims and experiences; in: Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 118, 1993, Heft 1 (erschienen 1994) S. 54 (Übersetzung V. H.).